

Edit Sohony

Die Verräterin

Edit Sohony

Die Verräterin

– Oder: Zur Hölle mit den Mädchen!



SCHENK VERLAG ❖ Passau

Titel der ungarischen Originalausgabe: Le a csajokkal! avagy kinek kell a szerelem...
2. Auflage. © Móra Kiadó, 2004
© Sohonyai Edit, 2004

Deutsche Übersetzung:
P. Dietlinde Draskóczy

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN -10: 3-939337-08-0
ISBN -13: 978-3-939337-08-9

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2006

Umschlaggestaltung: János Eifert

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary



»Was ist denn nun, Junge?! Muss ich erst einen Antrag stellen? Was ist denn das für ein Schneckentempo!«, rief Papa ungeduldig von draußen, während Thomas Schatz, Schüler der 10A, drinnen noch die neuesten Basketballnachrichten studierte. Mama stand neben ihm, und um die Ereignisse etwas zu beschleunigen, bückte sie sich, um ihrem Sohнемann die zeitgemäß klobigen Schuhe mit den dicken Profilsohlen zuzubinden.

»Lass das doch!«, entrüstete sich Thomas, doch seine Mutter duldet keine Widerrede. Sie band die Schnürsenkel zu einer ordentlichen, festen Schleife und richtete sich wieder auf.

Mit einem fröhlichen »Küsschen, mein Kleiner!« streckte sie ihm ihre Backe hin.

Verdammt! Alles, was Mama machte, war so peinlich. Wenn sie Thomas mit »Mäuschen«, »Schnuppelchen« und ähnlichen Kosenamen anredete, was sie auch in der Gegenwart Fremder tat, stellten sich ihm die Nackenhaare auf, denn er wünschte sich, dass man ihn für einen ausgewachsenen, tollen Mann, vielleicht sogar für einen echten Zombie hielt. Aber so?! So war jedem sofort klar, dass er mit seinen 1,78 m nur ein überdimensionales Kleinkind war. Empört wich er seiner Mutter aus, warf sich mit Schwung den Schulrucksack über die Schulter und machte mit Elefantenschritten den Abgang.

Seine ältere Schwester Moni stand schon startbereit vor dem Haus, und Papa fuhr den Fordi aus dem Hof. Obwohl er schon 18 Jahre auf dem Buckel hatte, war der Wagen Papas ganzer Stolz. Die mitgenommene Karre wirkte durch die Farbflecken, die verrieten, dass geschickte Handwerkerhände die Karosserie vor vielen, vielen Jahren sorgfältig ausgebeult hatten, fast schon wie von einem anderen Stern.

»101-Dalmatiner-Flecken« nannte Moni das, aber Thomas fand es unerträglich. Und in seiner miesen Laune hielt er es für angebracht, sein Missfallen auch zu äußern: »Papa, siehst du eigentlich nicht, dass diese Karre aussieht, als hätte sie die Pocken?! ...« Weiter kam er nicht, denn Papa unterbrach ihn in scharfem Ton: »Wenn es dir nicht passt, kannst du ja zu Fuß gehen – oder mit dem Bus fahren.«

Da er mit seinen kritischen Anmerkungen keinen Preis gewonnen hatte, hielt er es für besser, sich erst mal zu ducken und den Mund zu halten. Schließlich war er sein Leben lang ein motorisierter Tourist gewesen, der nach Möglichkeit auch das Bergsteigen im Auto hockend absolvierte. Nach einer Weile meldete er sich mit seiner üblichen Bitte zu Wort: Papa möchte ihn eine Straße vor dem Gymnasium absetzen, damit seine Kumpel nicht sehen, wie er aus dem »Klo mit Rädern« aussteigt.

»Hello, Baby!« begrüßte er seine beste Freundin Biggi, die vor dem kleinen Laden für Hunde- und Katzen... mit dem krassen Namen »Harpune« auf ihn wartete, um mit ihm zusammen zur Schule zu gehen. Das Firmenschild fanden sie krass, weil sie jedes Mal, wenn sie es lasen, auch das Jaulen von Hunden und das klägliche Miauen von Katzen im Ohr hatten.

Thomas bummelte gerne mit Biggi, auch wenn er nicht genau wusste, warum. Sie kannten sich seit dem Kindergarten. Seine erste Erinnerung an sie war, dass sie sich auf dem Hof wie eine Löwin auf einen ekelhaften kleinen Jungen gestürzt hatte, der ihn verhauen wollte. Thomas war ihr sehr dankbar dafür gewesen. Zum Zeichen ihrer Freundschaft hatten sie die Bändchen ihrer Anoraks zusammengebunden – was sie allerdings nach fünf Minuten schon wieder vergessen hatten: Als sie dann, einer rechts und einer links, an einem kleinen Baum vorbeilaufen wollten, blieben die zusammengeknoteten Bänder am Stamm hängen, so dass sie mit voller Wucht zusammenprallten und beide eine große Beule auf der Stirn bekamen. Später passierten auch noch andere Sachen. Biggi beschäftigte sich schon damals intensiv mit der Sexualität, und nach ausdauerndem Betteln gelang es ihr, Thomas zu überre-

den, in einer entlegenen Ecke des Kindergartens seine Unterhose runterzuziehen. Er war immer noch stolz, wenn er sich daran erinnerte, wie sie bei dem prächtigen Anblick gestaunt und ihre Äuglein gegläntzt hatten, aber das war dann auch das Ende jeglicher sexueller Aspekte ihrer Beziehung. Die Kindergärtnerin (die blöde Schnüfflerin) hatte sie nämlich erwischt, was sehr peinlich war, denn sie hatte es ausführlich vor allen ausgebreitet. Thomas hatte sie gedroht, es seiner Mutter zu sagen, falls es noch einmal vorkommen sollte, und Biggi hatte sie in strengem, vorwurfsvollem Ton erklärt, dass ein anständiges Mädchen so etwas nicht macht. Von da an wahrten sie trotz ihrer innigen Freundschaft einen gebührenden Abstand, was sich seitdem nicht geändert hatte. Thomas war im Übrigen der Meinung, es sei gut, dass er so eine Freundin hatte, denn so konnte er wenigstens die Seele der Frauen kennen lernen. Allerdings hatte er Biggi eigentlich nie als Frau betrachtet, sondern eher als eine geschlechtslose Person, mit der er alles besprechen konnte.

Die 10A war fast eine reine Jungenklasse – wenn man die drei Schreckschrauben, die außer Biggi noch dazu gehörten, nicht mitrechnet, aber die hielten die einigermaßen normalen Jungs nicht einmal für erwähnenswert. Sie waren eindeutig abartig, denn welches normale 16-jährige Mädchen ging schon mit einem Pu-der-Bär-Rucksack zur Schule. Außerdem gackerten sie in der Pause wie die Hühner und meldeten ihre Klassenkameraden ständig bei den Lehrern. Biggi wusste wenigstens, wo's langgeht, deshalb gehörte sie eher zu den Jungs als zu den albernen Hühnern.

In der ersten Stunde hatten sie Algebra, weil sie als super-mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse mehr Stunden Mathe, Physik und Informatik hatten.

»Achtung!«, rief jemand, als Herr Püppi Paranoia verschlafen reingeschlurft kam. Sie standen im Zeitlupentempo auf, begrüßten den Lehrer und plumpsten dann schlaff auf ihre Stühle zurück.

»Was wohl so einen schlappen Typen dazu bringt, Lehrer zu werden?«, fragte Thomas seinen Banknachbarn Scha-

be leise. »Ein Messer? Eine Pistole? Ein Schlagring?« rätselte Schabe, doch Thomas schüttelte nur den Kopf. »Dann bestimmt seine Mutter!«, schlug er vor, und das fand auch Thomas akzeptabel.

Püppi Paranoias Stil konnten sie nicht leiden. Er redete und redete, und das in einem Tonfall, bei dem Thomas förmlich sehen konnte, wie ein überdimensionales braunes Huhn über der Klasse schwebte, ein paar Mal gluckte und dann mit seinem warmen fedrigen Hintern auf ihre Köpfe niedersank. Die gleichmäßige Nestwärme und der Gestank wiederum setzten die Gehirne der Schüler außer Gefecht. So war es nicht verwunderlich, dass es zwischen den überlebenden Eierköpfen zu einem Briefwechsel kam, der so lebhaft war wie die Erdbewegungen in Japan. Ansonsten waren sich alle darüber einig, dass der Lehrer an Verfolgungswahn litt. Meistens war er lammfromm, aber manchmal rastete er von einer harmlosen Bemerkung aus und verwandelte sich in eine Bestie. Dann schrie und tobte er und schlug mit dem Klassenbuch auf den Tisch und verschwand in einer Wolke aus Kreidestaub. Manchmal warf er auch mit Gegenständen, die er gerade zu fassen bekam (mit Filzstiften, Kreidestücken und einmal sogar einem ganzen Schlüsselbund), nach den erschrockenen Schülern. Außerdem schleppte er überallhin eine schwarze Aktentasche mit, in der er von Zeit zu Zeit geheimnisvoll kramte, und wenn jemand hineinzuschauen versuchte, machte er sie schnell wieder zu. Die Schüler platzten fast vor Neugier, aber auch die raffiniertesten Pläne zum Ausspionieren des Inhalts blieben erfolglos.

An diesem Tag aber war Paranoias friedlicheres Ich angetreten, so dass die Klasse ihre ganze Aufmerksamkeit den verschiedenen alternativen Tätigkeiten widmen konnte. Die gemäßigeren summten vor sich hin und malten, die mutigeren beschossen sich mit Kugeln aus Alufolie, wenn sich der Lehrer umdrehte – kurz: die Stunde nahm ihren gewohnten Lauf.

»Weißt du schon, dass heute Nachmittag eine Alternativfete in der Schule steigt? Komm auch!«, machte ein Zettel

die Runde. »Willst du hingehen?«, fragte Thomas per Zettel die vor ihm sitzende Biggi und erhielt eine positive Antwort. Thomas schnitt nur Grimassen, als er die Antwort las, denn eigentlich hatte er überhaupt keine Lust.

»Worüber kann man mit einem fremden Mädchen quatschen? Über Verstärker? Oder Tiefdruck?«, erkundigte sich Schabe per Zettel. »Ich werde mich anpassen und mit dünner Stimme fragen: ›Spielst du auch mit Barbies?‹«, flüsterte Thomas, und beide lachten gezwungen.

Das Tanzen brachte man in seiner Gegenwart am besten gar nicht erst zur Sprache. Kurz gesagt: Schon bei dem Gedanken an Q & T (Quatschen und Tanzen) fühlte er sich wieder wie ein Pimpf. Dabei hatte sich dieses Q & T als unerlässlich erwiesen, wenn man an die besseren Tussis rankommen wollte. Wie viel friedlicher war doch sein Leben noch vor ein paar Jahren gewesen! Er und Schabe hatten sich wie die Cowboys in der Marlboro-Reklame gefühlt, und zum Glückhsein reichte es, wenn sie auf ihren abgeranzten Mountainbikes zusammen mit den Kids aus der Siedlung Mülltonnenslalom fahren konnten. Und wie männlich war es ihnen vorgekommen, Katzen zu jagen oder die Frösche am Teich zu malträtieren! O unschuldige, glückliche Kindheit! Und was bot die grausame Gegenwart? Neuerdings musste er *jeden Morgen* beim Aufwachen feststellen, dass sein von Mama nur als Lümmel oder Pimmel verniedlichtes Geschlechts-teil, ohne seine Wünsche im geringsten zu berücksichtigen, sich selbstständig machte wie ein von seinen Ketten befreiter wild gewordener Dinosaurier! Da er diese Anspannungen nicht länger ignorieren konnte, entschloss er sich zu einer großen, heldenhaften Tat. Wenn es sein musste, würde er tanzen, singen und die Hüften schwingen, außerdem seinen umwerfenden Humor einsetzen, mit dem er glänzen würde wie das Lichtschwert der Jedi-Ritter – damit er endlich ein echtes Määädchen berühren könnte!

In der Pause machten alle Lärm. Die einen warfen Tennisbälle von einer Ecke der Klasse in die andere, während andere von dem Geschrei unbeirrt die Hefte der Schreckschrauben klauten, um die Hausaufgaben abzuschreiben.

»He, ihr Nieten!«, rief Rob, der in der Klasse den Ton angab, und alle horchten auf. »Wer kommt heute auf die Alter-Party? Das wird voll geil, wir können uns austoben ...«, und an dieser Stelle brach sein Gefolge in Beifallsrufe aus, bevor er mit einem Zwinkern fortfuhr: »... und heimlich triinken!«, wofür er noch lauter Beifall erntete. Es gab reichlich Interessenten.

Rob war der Meinung, ein Mann müsste trinken, und tat auch alles, um ein echter Mann zu sein. Auf der letzten Klassenfahrt zum Beispiel hatte er sich so besoffen, dass er mitten in der Nacht auf den Platz mit der Feuerstelle gewankt war und herumgeschrien hatte, um dann den Klassenlehrer, der auf den Lärm hin erschienen war, mit den wie Lava aus ihm hervorbrechenden Essensresten zu überziehen. Das war übrigens die Klassenfahrt, von der Thomas und Schabe nach Hause geschickt worden waren. Die beiden hatten beschlossen, ins Guinness-Buch der Rekorde zu kommen und dafür den Weltrekord im Wachbleiben zu brechen. Damit sie bei dieser Höchstleistung niemand stören konnte, schlossen sie ihr Holzhaus von innen ab. Die ganze Nacht unterhielten sie sich, hörten Musik und spielten Karten, und es lief auch hervorragend bis ungefähr halb vier morgens, als sie beschlossen, ihren Augen etwas Ruhe zu gönnen. Sie schreckten um halb zehn aus dem Schlaf, allerdings nicht von selber: Die ganze Klasse mitsamt den Lehrern hatte sich um das Haus aufgestellt und schlug gegen die Wände. Sie wollten schon gerade die Tür aufbrechen, als Thomas endlich verschlafen herausgeschlurft kam. Wegen dieses Zwischenfalls musste die Klasse auf einen Schiffsausflug verzichten, und Püppi Paranoia rief die Eltern der beiden an und forderte sie mit vor Erregung versagender Stimme auf, ihre Söhne sofort nach Hause zu bringen, weil sie sich nicht wie Gymnasiasten benommen hätten. Das verstanden sie nicht, denn Rob zum Beispiel durfte bleiben. Und damit nicht genug! Unverschämt, wie er war, verbreitete er bei den anderen auch noch das Gerücht, sie seien bestimmt schwul, wenn sie sich so zu zweit einschlossen. Schwul! Thomas war stinksauer, vor allem als

er merkte, dass die anderen das für möglich hielten. Es bestand also nicht nur ein inneres Bedürfnis, sondern auch die Notwendigkeit, irgendwie eine Tussi aufzutun – und zu zeigen, dass er sehr wohl mit jemandem *ging!*

Nach der Schule ließ er Biggi einfach stehen und rannte bis nach Hause, weil er am Nachmittag schleunigst seine rhythmischen Fähigkeiten weiterentwickeln wollte, die noch auf dem Stand der Klatschübungen im Kindergarten waren. Als er durch das Gartentor der Fliederstraße 9 stürmte, stolperte er beinahe über den plötzlich hervorspringenden Kommissar Plöm, der schon beim bloßen Anblick seines Herrchens in Ekstase geriet. Plöm, der Puli, der das Haus zu bewachen hatte, glich wegen seiner starken Allergie einer exotischen Pflanze: Auch wenn man ihn vorsichtig badete, gingen ihm die Haare auf dem Kopf, im Nacken und auf dem Rücken bis zur Schwanzspitze aus, genau da, wo das Shampoowasser entlanglief. Er sah erbärmlich aus, als hätte man ihn halb aus seinem weißen Wuschelfell herausgeschält; oben die nackte babyrosa Haut und unten das zottelige weiße Fell – wie ein Gespenst. Wegen seiner Krankheit konnte ihm niemand böse sein, weder für die nächtlichen Jaulorgien noch für die Tretminen im Garten.

»Lass mich!«, fuhr Thomas ihn an, woraufhin Plöm gleich bedrückt den Schwanz hängen ließ und beleidigt blinzeln in seine Hütte trottete.

Beim Nachhausekommen war für alle in der Familie Essen das Erste. Mamas Kochkünste waren genial, und sie ergaben eine Art Strickmuster, eine rechts, eine links: Papa war dick, Mama dünn, Moni war wohlgenährt und Thomas eher schlank. Nur Kiki, der zitronengelbe Nymphensittich, hatte eine perfekte Figur.

Thomas schaufelte hastig seine Spaghetti Bolognese rein und wollte sich gerade in sein Zimmer verziehen, als Mama ihn aufhielt.

»Bevor du nachher zur Stunde gehst, mein Kleiner, sammle doch bitte die Hundehaufen im Garten ein, wir wollen sie nachts heimlich in den Müllcontainer der Siedlung bringen.«
»Ist doch schade um den wertvollen Dünger«, versuchte er

den Auftrag abzubiegen, aber Mama blieb hart. »Tut mir leid, mein Süßer, mir ist wirklich nicht danach, ihn im Garten zu vergraben. Und wenn ich mir vorstelle, dass wir im Sommer Tomaten essen sollen, die durch Plöms Kot so schön rot geworden sind, wird mir regelrecht schlecht!« Bei dem Gedanken schüttelte sich auch Thomas. »Den Rest von den Nudeln habe ich ein Einweckglas getan!«, rief Mama schon aus der anderen Ecke des Hauses, von ihrem Computer aus. »Vergiss nicht, sie ihm in seinen Fressnapf zu schütten!«

»Ist ja gut«, murmelte Thoma widerwillig, nahm das blöde Glas und wollte schon nach draußen gehen, als er auf die Uhr schaute und feststellte, dass er sich beeilen musste. Er stellte das Glas schnell vor die Haustür (er konnte Plöm sein Fressen auch später geben) und düste in sein Zimmer. Mit einer geübten, ja fast schon virtuosen Beugung seines großen Zehs drückte er auf die Fernbedienung seines kleinen Fernsehers, der auf VIVA eingestellt war, womit er die übrigen Mitglieder seiner Familie, die jenseits der Zimmertür das ruhige Leben der Ahnungslosen lebten, in den Wahnsinn trieb. »Please stand up«, tönte Eminem in einem alten Klipp in dreifacher Lautstärke. Die bis zum Anschlag aufgedrehte Stimme des kleinen Typen ließ den Fußboden und die Wände vibrieren. Und siehe da, es kam Leben ins Haus: Zuerst war ein einem kleineren Erdbeben gleichendes Getrampel zu hören, wie das, das in »Jurassic Park« das Herannahen des *Tyrannosaurus rex* ankündigte, und dann erschien in der mit einem einzigen Tritt geöffneten Tür des Jungenzimmers die wutschnaubende Moni. Ihre Hände deuteten Würgebewegungen an, und ihr Gesicht versprach blutige Rache – ganz und gar blutige Rache: Vor ihrem Date am Abend hatte sie noch eine Gesichtsmaske aufgelegt, und da sie im November nur tiefgekühlte Himbeeren im Kühlschrank gefunden hatte, hatte sie sich die ins Gesicht geschmiert. Mama hatte zwar irgendwas gemurmelt, dass das wohl nicht so geeignet sei, weil der Saft hartnäckige Flecken macht, aber da zum Glück alle Mitglieder der Familie über ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein verfügten, fand auch dieses Gegrummel kein Gehör.

Jedenfalls kullerten die Himbeeren, als Moni drohend die Zähne fletschte, wie Blutstropfen hinunter. Thomas hielt es für besser, sich zu ducken, denn in seinem kurzen 16-jährigen Leben hatte er eins auf jeden Fall gelernt: Wenn an den Vordergliedmaßen der weiblichen Erdenbewohner die Nägel so sehr in den Vordergrund treten und sie unartikulierte kehlige Laute von sich geben, waren sie zu allem fähig – zum Tapetenabreißen, zu kräftigen Bissen in die Halsschlagader oder zum Zertreten von CDs. »Okay, okay!«, rief er eilig und stellte erstaunlich flink den Fernseher leiser. »Na also!« sagte Moni, drehte sich um und eilte davon. Thomas konnte das natürlich nicht so stehen lassen. Er lief zur Tür und schrie seiner Schwester hinterher: »Hat dir schon mal jemand gesagt, dass dein Hintern vor Fett schwabbelt?!«, knallte die Tür zu und lehnte sich von innen mit aller Kraft dagegen – gerade noch rechtzeitig, denn Moni war inzwischen nicht mehr zu bremsen, jedenfalls nach ihren Faustschlägen gegen die Tür zu urteilen.

Als sich die Gemüter wieder beruhigt hatten, wandte er sich wieder dem Fernseher zu, wo sich die Tänzer inzwischen zu lateinamerikanischen Rhythmen schüttelten. Thomas versuchte, wie sie mit Kopf, Hals und Händen hin und her zu wackeln und fühlte sich, während er sein Hinterteil nach rechts und nach links wölbte und schwang, wie eine mit Arsen vergiftete Wasserratte, die sich im flachen Wasser des Kanals wand. Davon ganz zu schweigen, dass er beim Hin- und Herschütteln seines Kopfes förmlich den Fahrtwind hören konnte, den seine zwar formschönen, aber etwas abstehenden Ohren erzeugten. Was konnte man da auf die Schnelle machen? Er kramte sein ganz privates »Plastische Chirurgie zu Hause«-Set unter dem Bett hervor, nahm mit vor Aufregung leicht zitternden Händen das Heiligtum, die Tube mit dem superstarken Sekundenkleber, heraus und beschloss, sich damit im Badezimmer zu verschanzen.

Als er die Tür öffnete, sah er Moni tränenüberströmt bei laufendem Wasser auf dem Badewannenrand sitzen. »Was ist denn los?«, fragte er und bekam plötzlich ein schlechtes Ge-

wissen, denn es war ja möglich, dass seine kritische Anmerkung zu ihrem Hintern seine Schwester so niedergeschmettert hatte. »Die Hi-imbee-eeren!«, schluchzte sie und zeigte auf ihr Gesicht. Tja, die Himbeerpackung. Mama hatte sie ja rechtzeitig gewarnt, und jetzt kriegte sie die Spuren nicht ab. Da saß sie eine halbe Stunde vor ihrem Date heulend, wie ein Häufchen Elend mit himbeerrotem Gesicht auf dem Badewannenrand. »Nihichts klahappt!«, steigerte sie sich noch weiter in ihre Weltuntergangsstimmung hinein, statt etwas zu unternehmen.

»Nur keine Panik, Häschen!«, sagte Thomas im Tonfall von Mel Gibson, nahm die Nagelbürste und seifte sie gründlich ein. »Nein! Nein!«, protestierte Moni mit vor Angst weit aufgerissenen Augen, als sie die harten Borsten der Bürste langsam näher kommen sah, doch dann fiel ihr ihr Freund ein, und sie machte brav die Augen zu. Die Behandlung war schmerzhaft, schaumig und gnadenlos – besonders das Schrubben um die Augen, bei dem sie auch noch das Beißen der Seife ertragen musste. Aber schließlich war sie wieder blitzsauber.

Thomas bugsierte seine erleichternd lächelnde Schwester, die nun nicht mehr himbeerrot war, dafür aber ein zerkratztes Gesicht hatte, aus dem Badezimmer und konnte sich endlich mit seinem eigenen Problem befassen. Er sah sich seine Ohren genau an, um abzuschätzen, wie viel er von dem edlen Stoff brauchen würde. Ja, das war eine hervorragende Idee: er würde die Zielobjekte mit Sekundenkleber fest am Kopf ankleben. Doch obwohl er sie gründlich bestrich, sprangen sie immer wieder in ihre Ausgangsposition zurück. Schließlich kam ihm die Idee, seine Hände fest gegen die Ohren zu drücken, und er war überzeugt, dass dieser Druckverband den gewünschten Zustand stabilisieren würde. Das Ganze geriet etwas auffällig, denn so sehr er auch trickste, er musste auf jeden Fall durch die Küche, und Mama nutzte sofort die Gelegenheit, beleidigt zu sein. Sie bewertete die zugehaltenen Ohren als eindeutiges Zeichen von Frechheit.

»Ja rede ich denn gegen die Wand?«, las Thomas von ihren Lippen ab, konnte jedoch dem elterlichen Druck nicht

nachgeben, denn dann würde Mel Gibson mit Ohren wie Micky Maus zur Alter-Party gehen müssen.

»Was um Himmels willen ist denn mit dir los, Schnuppel?«, stellte sie sich ihm, die Hände auf den Hüften, in den Weg. Diese gereizte Stimmung versprach nichts Gutes. »Nimm sofort die Hände runter, wenn ich mit dir spreche!«

Thomas bemühte sich längst nicht mehr, sich verständlich zu machen, Mama erstickte sowieso alle Versuche, die nicht ihren Vorstellungen entsprachen, im Keim. Das zeigt schon, dass sie keine gute Ufoforscherin geworden wäre, denn sie lehnte alle Offenbarungen der Intelligenz von vornherein ab, die von der ihr geläufigen Form abwichen, aber dafür hätte man sie in jedem griechischen Stadtstaat hervorragend als Tyrannos einsetzen können.

Doch plötzlich blieben ihr die Worte der Entrüstung im Halse stecken, und auch Thomas zuckte erschrocken zusammen, denn sie hörten einen Höllenlärm aus dem Garten. Als Erster kam Thomas zu sich; er rannte mit den Händen auf den Ohren nach draußen und wollte seinen Augen nicht trauen: Ihr halb babyrosafarbener und halb mit zotteligem Fell bedeckter Wachhund hatte der Versuchung nicht widerstehen können und lief nun, das Einweckglas, dessen Seiten durch sein japsendes Jaulen schon beschlagen und mit den aufgeschüttelten Nudelresten beschmiert waren, wie einen Raumfahrerhelm auf dem Kopf, wie angestochen im Kreis herum.

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst sie in seinen Napf schütten!«, schrie Mama wütend, aber dann war ihre Sorge um den Hund doch stärker: »Halt ihn fest, schnell, sonst erstickt er!«

Thomas jagte von Gewissenbissen angetrieben, immer noch mit den Händen auf den Ohren, hinter Plöm her, der blindlings durch den Garten raste und vergeblich versuchte, die lästige Kopfbedeckung abzuschütteln – der improvisierte Helm saß wie angegossen auf seinen vor Schreck aufgestellten Ohren. Thomas versuchte ihm ein Bein zu stellen, aber gerade da machte der Hund einen großen Satz, und er trat ihn nur in die Seite. Kein Wunder, dass der Puli das miss-

verstand und nun völlig durchdrehte. Thomas konnte nicht länger herumstolpern. Er nahm die Hände von den Ohren und fing den Hund mit einem eleganten Satz ein. In diesem Moment kam Biggi in den Garten und staunte nicht schlecht. Für sie sah das Ganze am ehesten wie eine Szene aus einem Horrorfilm aus, in der der sadistische Schlächter sein sich windendes, schon halb skalpiertes Opfer, dessen verzweifeltes Röcheln immer lauter aus einem fettverschmierten Glas- kübel dringt, kniend auf den Boden drückt.

»Was ist, hast du noch nie gesehen, wie jemandem das Leben gerettet wird?«, fragte Thomas atemlos, während Plöm unter seinem Allerwertesten mit aller Kraft versuchte, sich zu befreien und erbärmlich jaulte. Aber Biggi lachte nur. Mit Mamas Hilfe zog Thomas dem lädierten Wachhund endlich die enge Haube vom Kopf, wobei auch sie schmunzelte. Thomas war sofort zutiefst beleidigt, denn er wusste ja nicht, dass sich der Klebstoff an seinem linken Ohr noch während des Sprungs gelöst hatte und er mit einem angelegten und einem abstehenden Ohr wie ein neugieriges Schimpansen- junges aussah, dem es schlecht ergangen war.

Im Übrigen fiel ihm noch auf dem Boden liegend auf, dass Biggi an diesem Tag besonders gut aussah. Sie hatte einen Minirock an, obwohl sie sonst praktisch nur Hosen trug. Knöchel eins, Waden ebenfalls. Und unter ihrer Lederjacke konnte man erkennen, dass sie ein eng anliegendes Top trug. Er blinzelte nur vorsichtig aus den Augenwinkeln, damit Biggi es ja nicht merkte. »O, sie hat ja sogar Brüste!«, staunte er, aber dann verscheuchte er den Gedanken schnell wieder. Schließlich mustert man seine beste Freundin nicht wie eine Frau. Und schon gar nicht, wenn sie auch noch ein Junge ehrenhalber ist.

